

Von Weihnachtsfest zu Weihnachtsfest

Wir betrachten das Leben, das Werk und ein Weihnachtslied von Jochen Klepper, der sein Geschick tragen konnte, weil er von Weihnachtsfest zu Weihnachtsfest lebte.

Das Leben

Jochen – eigentlich Joachim – Klepper wurde am 22.3.1903 in dem niederschlesischen Landstädtchen Beuthen – im Unterschied zu der großen oberschlesischen Stadt Beuthen ‚Kuh-Beuthen‘ genannt – als 3. von 5 Kindern in einem wohlhabenden Pfarrhaus geboren. Seine als sehr charmant gerühmte Mutter, der er vor allem die künstlerische Begabung verdanken dürfte, war französischer Abstammung. Die älteren Nikolassee erinnern sich noch an seinen jüngsten Bruder Wilhelm, Billum genannt, dessen Tankstelle in Nikolassee eine Institution war. Seine Schwester Hildegard, die lange Zeit seinen Nachlaß verwaltete, starb als Letztes der Geschwister 1990 in Nikolassee.

Er besuchte nur kurz die Volksschule und wurde im übrigen von seinem Vater selbst in dessen kleiner Privatschule unterrichtet, bis er in die Untertertia des humanistischen Gymnasiums im nahegelegenen Glogau aufgenommen wurde, das er mit dem Abiturzeugnis verließ. Sein Tauf- und Konfirmationsspruch hat ihn in besonderer Weise lebenslang begleitet: ‚Fürchte dich nicht! Ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen: du bist mein‘ (Jes 43,1). In seinem ersten, 1933 veröffentlichten Roman ‚Der Kahn der fröhlichen Leute‘ spiegelt sich manches von seiner unbeschwerten Jugend in dem damals noch deutschen schlesischen Odertal wider.

Er studierte seit 1922 in Breslau und Erlangen Theologie, fühlte sich aber aus gesundheitlichen Gründen – er litt bis in sein 4. Lebensjahrzehnt unter heftigen oftmals lebensbedrohenden Asthma-Anfällen und neurotischen Kopfschmerzen – den Aufgaben des Pfarramts nicht gewachsen. Auch wußte er sich zum Schreiben mehr als zum Reden berufen. Er brach daher 1927 sein Studium ohne Abschluß ab und arbeitete (zusammen mit dem Laienspielautor Rudolf Mirbt und Kurt Ihlenfeld) im Evangelischen Presseverband für Schlesien und als freier Journalist. So kommt er ans Schreiben, und nachdem schon 1924 mit der ‚Schlesischen Funkstunde‘ der Rundfunk seine Sendung aufgenommen hatte, ist er an der Entwicklung dieses neuen Mediums maßgeblich beteiligt. 1929 zog er in Breslau als Untermieter bei der Witwe Hannelore Stein ein, einer Jüdin mit zwei 7 und 9jährigen Töchtern. 2 Jahre später heiraten beide. Das Glück dieser unzertrennbaren Ehe wurde sein Schicksal. Da er älter wirkte, als er war, seine zarte und elegante Frau aber jünger, fiel ihr Altersunterschied von 12 Jahren nicht auf. Zwischen Jochen und der jüngeren Tochter Renate bestand ein besonders inniges Verhältnis.

Bald nach seiner Hochzeit zieht die 4köpfige Familie nach Berlin-Südende, Karlstr. 6 – das Haus gehört seiner Frau –, und Ende 1932 nimmt er eine Tätigkeit beim Berliner Rundfunk, damals ‚Berliner Funkstunde‘ genannt, auf, die er schon im Juni 1933 auf Drängen des Propagandaministeriums aufgeben muß. Danach gelingt es ihm, im Ullstein-Verlag als Redaktionssekretär einer dort erscheinenden Rundfunkzeitung tätig zu werden, bis er 1935 auch diese Stelle wegen seiner ‚jüdischen Versippung‘ verliert. Was wir in den folgenden Jahren aus seinen ausführlichen Tagebüchern und den reichlich erhaltenen Archivalien erfahren, dokumentiert nicht nur die menschenverachtende Rassenpolitik jener Zeit, sondern verschafft auch in einzigartiger Weise Einblicke in das Funktionieren eines totalitären Systems überhaupt mit seiner Willkür und Unberechenbarkeit, in die Kulturpolitik des 3.Reiches, in die Gegensätze zwischen Staat und Partei, in Charakterlosigkeit und moralische Standfestigkeit. Ich kann nur wenig herausgreifen.

Am 25.3.1937 wird Klepper wegen seiner ‚jüdischen Versippung‘ aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen: Das bedeutet: Er darf nichts mehr veröffentlichen. Kurz zuvor war sein Roman ‚Der Vater‘ erschienen, ein Buch über den Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I, der in jenen Jahren als Leitfigur galt, die erst im Krieg durch Friedrich den Großen abgelöst wurde. Sofort setzt eine hektische Aktivität der oft in einflußreichen Stellungen befindlichen Freunde Kleppers ein, ihm für seine Veröffentlichungen eine Sondergenehmigung zu erwirken. Sein Buch wird dem Oberkommandierenden der Wehrmacht und dem Oberbefehlshaber des Heeres ausgehändigt; der Frontakademikerbund schenkt es Hitler zum Geburtstag; Göring erhält es von Werner Beumelburg als Gastgeschenk, als er in die Schorfheide zur Jagd eingeladen wird. 6 Monate später bekommt Klepper die Sondergenehmigung, die ihn jedoch verpflichtet, jede Veröffentlichung der Reichsschrifttumskammer zur Genehmigung vorzulegen.

Als Klepper auf seine Vorlagen monatelang ohne Antwort bleibt, weil keiner der Verantwortlichen wagt, zu genehmigen oder abzulehnen, wendet er sich an Goebbels persönlich. „Den Brief ab Goebbels mußte ich mit ‚Heil Hitler‘ unterzeichnen. Ich habe nun das Letzte auf mich genommen.“ (Tagebuch 12.12.1937) Diese Intervention zeigt unerwartete Wirkung. Nicht nur erteilt die RSK plötzlich die verzögerten Genehmigungen, das Genehmigungsverfahren wird auch bald von der RSK an das Propagandaministerium selbst verlagert. Dort wird Dr. Hugo Koch Kleppers zuständiger Sachbearbeiter, ein glücklicher Umstand: Koch hat volles Verständnis für Kleppers persönliche Situation, und was Klepper in seinem Tagebuch über die zahlreichen Unterredungen mit Koch notiert, hätte diesen in äußerste Bedrängnis gebracht, wäre das Tagebuch in die Hände der Gestapo gefallen. Alle Publikationspläne Kleppers werden nun ohne weiteres genehmigt, aber Koch sagt ihm Ende 1938 auch, daß er nicht die Macht habe, seine Frau und Töchter zu beschützen.

Kurz vor Kriegsausbruch beziehen die Kleppers ein eigenes Haus in der Teutonenstraße in Nikolassee, und zur gleichen Zeit gelingt es, der älteren Tochter die Ausreise nach England zu ermöglichen. Die geforderte Scheidung von seiner Frau kommt für Klepper nicht infrage. 1941 wird er Soldat; er erhofft sich als Angehöriger der Wehrmacht Schutz für Frau und Tochter, aber im September 1941 können ihn auch die zahlreichen Freunde im Offizierkorps nicht mehr halten. Er wird wegen ‚jüdischer Versippung‘ aus der Wehrmacht entlassen. Nun droht die Zwangsscheidung. Noch einmal zeigt sich ein Lichtblick. Anfang Dezember trifft die Einreiseerlaubnis der schwedischen Regierung für die zweite Tochter Renate ein. Sofort bittet Klepper bei Innenminister Frick, der den Roman ‚Der Vater‘ mehrmals selbst verschenkt hatte, persönlich um die Ausreiseerlaubnis. Frick bedauert aufrichtig, eine Ausreisegenehmigung nicht erteilen zu können; das könne nur noch Adolf Eichmann, also der mit der ‚Endlösung‘ beauftragte Chef des Sicherheitsdienstes der Gestapo. Eichmann empfängt Klepper, bestellt ihn noch einmal auf den folgenden Tag. Es ist der 10.12.1942. Eichmann lehnt Renates Ausreise ab. Das war das Ende. Am Abend klopft Klepper bei seinem Nachbarn ans Fenster: Er fürchte eine Hausdurchsuchung durch die Gestapo und wolle einige Manuskripte unterstellen. So wird auch sein Tagebuch bewahrt. In der folgenden Nacht scheiden Jochen Klepper mit Frau und Stieftochter Renate gemeinsam aus dem Leben. Von Selbstmord zu reden wäre unangemessen. Nach allen erlittenen Qualen der vergangenen Jahre war dieser Schritt ein Weg in die Freiheit. Am Weihnachtsabend zuvor hatte Klepper in sein Tagebuch geschrieben - *ein* Beispiel für diese qualvolle Zeit -: „Wir gingen ... zur Kirche, zur zweiten Christmette um sechs... Als die Glocken läuteten, saßen wir schon in der Kirche, jedoch nicht auf dem gewohnten Platz, sondern dahinter, weil Renate mit ihrem gelben Stern hinter einer Säule verborgen sein wollte.“ Im Prozeß gegen Eichmann wurde auch Kleppers Tagebuch als Zeugnis eingeführt. Die letzten Sätze dieses einzigartigen Tagebuchs sind oft zitiert worden: „Nachmittags die Verhandlung auf dem Sicherheitsdienst. Wir sterben nun - ach, auch das steht bei Gott – Wir gehen heute nacht gemeinsam in den Tod. Über uns steht in den letzten Stunden das Bild des Segnenden Christus, der um uns ringt. In dessen Anblick endet unser Leben.“

Das Werk

Auf die Tagebücher, aus denen ich einiges zitiert habe, gehe ich nicht näher ein. Klepper hat sie seit 1932 täglich geführt und bald jede Eintragung mit einem Bibelwort eröffnet, das in seinen Aufzeichnungen inhaltlich und sprachlich nachklingt. Sie wurden 1956 mit einem Vorwort seines katholischen Dichterfreundes Reinhold Schneider herausgegeben und sind ein einzigartiges Zeugnis einer ganz besonderen menschlichen Existenz in einer für uns unbegreiflich gewordenen Zeit. Mit Ergriffenheit verfolgt der Leser, wie sich die persönliche Tragik und die öffentliche Katastrophe miteinander verschlingen und entwickeln und wie Klepper zugleich in dieser rasant dahinstürmenden kurzen Zeit seinen Weg unbeirrbar gehen konnte, indem er sich nicht am bürgerlichen, sondern am Kirchenjahr orientierte. Neben dem frommen Herz, dem eigenen Haus, den vielen Freunden, der Stadt Berlin und der schlimmen Zeit begegnet man auch dem Wachsen der beiden Werke, mit denen Klepper unsere Kultur unauslöschlich bereichert hat und auf die ich etwas näher eingehen will.

Das 1937 erschienene Buch mit dem Titel ‚Der Vater. Roman eines Königs‘ habe ich schon erwähnt. Die Bezeichnung Roman ist freilich nicht unproblematisch. Klepper erfindet nichts. Er beherrschte von seinem Theologiestudium her die historisch-kritische Methode, und sein Buch beruht auf gründlicher wissenschaftlicher Forschung. Er hat die umfangreiche Sekundärliteratur gelesen und in intensiven Studien, vor allem im Hohenzollernschen Hausarchiv, unbekanntes Material erschlossen und dabei zahlreiche der als unlesbar geltenden deutschen und französischen Briefe des Soldatenkönigs entziffert. Auf solcher Arbeit beruht seine historisch zuverlässige *Erzählung*, wie er selbst sein Buch bezeichnet.

Für den Historiker ist diese Erzählung freilich zu subtil. Er findet zwar in den mehr als 1000 spannend zu lesenden Seiten des Buches alles das wieder, was ihm für seine eigene motivierende und beurteilende Darstellung der 27 Jahre einer Regentschaft wichtig erscheint, die Preußens Größe begründete, darunter das auch schon damals unzeitgemäße Prinzip des Königs, die Ausgaben des Staates an den Einnahmen zu orientieren - und nicht umgekehrt - und als guter Haushalter die Wirtschaftskraft des Landes zu mehren; oder das Heer zu stärken, um durch Macht den Frieden zu bewahren, aber auch den barocken Poltergeist, der nahe daran war, seinen eigenen Sohn hinrichten zu lassen, und der sich als sein Spielzeug die langen Kerls viel kosten ließ. Alles das aber, was dem Historiker wichtig ist, erscheint bei Klepper eher als Beiwerk. Er blickt vielmehr in das *Herz* des Königs, in das Herz eines Autokraten, der aber das ‚Herrscher von Gottes Gnaden‘ ernst nahm. Klepper stellt seinem Buch ein eigenes Wort des Königs als Motto voran: „Könige müssen mehr leiden können als andere Menschen“, nämlich mehr leiden unter der Last ihrer Schuld, die sie zu tragen haben - und von Gottes Gnaden tragen dürfen -, wenn sie das Wohl ihres Landes dem eigenen Wohlergehen und dem Wohl ihrer Nächsten voranstellen; wenn sie Gottes Ordnung in der Unordnung der Menschenwelt Geltung verschaffen wollen und doch nicht Gott sind, sondern nur Mensch, wenn sie nicht vergeben dürfen wie andere Menschen, sondern richten müssen, um dem Übel zu wehren. In diesem Königsschicksal glaubte Klepper, inmitten der dunklen Welt die Spuren Gottes in einem menschlichen Dasein erkennen zu könne – ein Exempel seiner eigenen Daseinsproblematik. Klepper erzählt in einer auch sprachlich suggestiven Weise von diesem Dasein; denn er ist überzeugt, daß man ein solches Lebensgeschick nicht analysieren und motivieren, sondern nur *erzählen*, es nur

nachzeichnen könne. So entsteht eine historische Erzählung, in der sich in der politischen Leistung des Königs ebenso wie in seiner problematischen Persönlichkeit der eigentliche Gegenstand nur spiegelt, nämlich das an Gottes Gnade gebundene Herz des Königs. Darum gewinnt dessen skrupulöse Frage, ob seine Liebe zur Jagd nicht Sünde sei, ebenso viel Gewicht wie die Desertion des Sohnes, in der natürlich auch Kleppers Darstellung kulminiert, und nicht ohne Grund ist jedem der 15 Kapitel des Buchs ein Bibelspruch aus den Weisheitsbüchern des Alten Testaments vorangestellt: ‚Den Königen ist Unrecht tun ein Greuel; denn durch Gerechtigkeit wird der Thron befestigt‘; oder: ‚Es ist Gottes Ehre, eine Sache zu verbergen; aber des Königs Ehre ist‘ s, eine Sache erforschen‘. Wenn er den Sohn mit Gewalt nach seinem eigenen Bilde formen wollte, bedeutete das für den Soldatenkönig, ihn in die gleiche Gottesordnung zu zwingen, in der sein eigenes Herz lebte. Aber Kleppers Erzählung läßt auch erkennen, wie dem Vater aufgeht, daß er sich damit an Gottes Stelle setzte, und wie er dem Sohn jene Freiheit geben mußte, die Gottes Freiheit Raum gibt, Neues zu schaffen.

Die Aufnahme des Buches war, wie ich schon andeutete, auch bei den Wortführern des Systems zwiespältig. Einerseits konnte man es eine Unverfrorenheit nennen, daß ein jüdisch Versippter ein Buch über den Vater Friedrichs des Großen schreibt. Andererseits brachte der Völkische Beobachter, das Zentralorgan der Partei, eine wohlwollende Besprechung, obschon die Reichsschrifttumskammer von Besprechungen abriet. Einerseits gilt das Buch als exemplarische Beschreibung eines erfolgreichen Führerstaates, andererseits wird es den Machthabern seiner Zeit als kritischer Spiegel vorgehalten. Wenn bis Kriegsende mehr als 100 000 Exemplare verkauft wurden, ist dies vor allem denen zu verdanken, die, ob sie mit dem System sympathisierten oder nicht, in Kleppers Vater den vorbildlichen Herrscher erkannten. Ich besitze noch jenes Exemplar, das meine Eltern sich auf Empfehlung der Bekennenden Kirche kauften und leidenschaftlich gelesen haben. Klepper hatte freilich das eine, das ihn betroffen machte, so wenig wie das andere, das ihn erfreute, im Sinn gehabt, als er den ‚Vater‘ schrieb. Er konnte erklären, das Buch gehöre gar nicht der Politik, sondern der Kirche. Es hat ihn darum sehr getroffen, daß ausgerechnet sein von ihm hoch verehrter Breslauer Lehrer Rudolf Hermann mit seinen kritischen Fragen in das Zentrum des Buches traf: „Ist denn der christliche Epiker eine Herzenskündiger wie Gott? Wieso erkennt er die Führung Gottes? Ist Gottes Handeln nicht sehr oft *nicht* zu erkennen?“ – Das sind Fragen, die auch den begleiten, der sich an die nach wie vor faszinierende Lektüre des ‚Vaters‘ macht.

Ohne jede Frage aber ist das andere Buch Kleppers bleibend aktuell, auf das ich noch eingehen will, und mit dem er sich einen unverlierbaren Platz in unserer Kultur- und Geistesgeschichte gesichert hat: Eine kleine Broschüre mit rund 30 geistlichen Liedern, die zuerst 1938 unter dem Titel ‚Kyrie‘ erschien und die noch zweimal in erweiterter Gestalt vor Kleppers Tod erscheinen konnte - eine erstaunliche Renaissance der geistlichen Dichtung, die im 20. Jahrhundert den gleichen Rang einnimmt wie Luthers Lieder im 16., Paul Gerhards im 17. und Philipp Spittas im 19. Jahrhundert. Zwölf Gesänge daraus wurden inzwischen in das ‚Evangelische Gesangbuch‘, nicht wenige auch in das katholische ‚Gotteslob‘ aufgenommen. Alle Festtage des Kirchenjahres werden von Klepper mit einem Lied berücksichtigt, das ihm besonders wichtige Weihnachtsfest aber gleich mit 6 Liedern, dazu Hochzeit und Geburtstag, Taufe und Konfirmation, der Morgen und der Abend und ungewöhnlicherweise findet sich auch ein Mittagslied:

Der Tag ist seiner Höhe nah. / Nun blick zum Höchsten auf,
der schützend auf dich niedersah / an jedes Tages Lauf.

In die 11 Strophen seines Abendlieds verdichtet Klepper, wie das Tagebuch mitteilt, „meine ganze Lehre“:

Ich liege, Herr, in deiner Hut / und schlafe ganz mit Frieden.
Dem, der in deinen Armen ruht, / ist wahre Rast beschieden.

Die besonders eindrücklichen Verse, die Klepper als ‚Trostlied am Totensonntag‘ in seine Sammlung aufgenommen hat, hatte er für seine Stieftochter Renate geschrieben, als sie, die den Judenstern tragen mußte, zu ihm sagte: „Nur einmal das Gefühl haben dürfen, daß es nicht immer noch schwerer kommt.“

Nun sich das Herz von allem löste, / was es an Glück und Gut umschließt,
komm, Tröster, Heiliger Geist und tröste, / der du aus Gottes Herzen fließt.

Während die Zensoren jener Zeit bemängeln, daß der Geist von Kleppers Liedern „absolut *jüdisch* genannt werden muß“, verbreiteten sich die Lieder vor und im Krieg wie im Flug. Von allen Seiten werden Klepper Vertonungen seiner Lieder zugesandt, und wenn er in den letzten Monaten vor dem Ende beklagt, daß er kein Lied mehr dichten kann, erfährt er nach Ausweis der Tagebücher zugleich, daß, als das ‚Kyrie‘ wegen Papiermangel nicht mehr gedruckt werden kann, die Lieder handschriftlich weiter verbreitet werden, wie es auch zuvor schon der Fall gewesen war, bevor er auf seinen verständnisvollen Zensor Dr. Koch stieß.

Wir wollen gleich eines der Weihnachtslieder etwas näher betrachten. Dann wird sich zeigen, was das Besondere der Dichtungen Kleppers ausmacht, nämlich daß jedem Lied ein Bibeltext zugrunde liegt, der aber nicht einfach paraphrasierend nachgedichtet wird, wie es die vielen Psalmlieder tun. Vielmehr wurde jeder Text von Klepper zunächst exegesiert, also theologisch ausgelegt, und in solcher Auslegung erhielt er sodann seine dichterische Fassung. Deshalb kann Klepper, als ihm viele Leser nach dem Erscheinen des Kyrie dankbar schreiben, in seinem Tagebuch vermerken, daß man die Heilige Schrift „sein Leben lang ‚exegesierend‘ nicht wird ‚ausdichten‘ können“.

Ein Weihnachtslied

Im Römerbrief des Apostels Paulus lesen wir in 13,11-12:

Und weil wir solches wissen, nämlich die Zeit, daß die Stunde da ist, aufzustehen vom Schlaf - sintemal unser Heil jetzt näher ist, denn da wir gläubig wurden; die Nacht ist vorgerückt, der Tag aber nahe herbeigekommen - : so lasset uns ablegen die Werke der Finsternis und anlegen die Waffen des Lichts.

Dieser Abschnitt gehört seit der Zeit der Alten Kirche zur Epistel des 1. Adventssonntags. Darum findet sich das Lied, das Klepper aus diesem Text heraus gedichtet hat, in unserem Gesangbuch unter den *Adventsliedern*. Klepper hat es aber als *Weihnachtslied* in sein ‚Kyrie‘ aufgenommen. Das verweist auf eine theologische Problematik, die mit dem Verständnis der Zeit zu tun hat, von der es gleich zu Beginn heißt: *Weil wir solches wissen, nämlich die Zeit* (im Urtext: den *Kairos*). Das hier vorliegende Zeitverständnis dürfte das der Apokalyptik sein. Die Apokalyptik scheidet strikt zwischen Finsternis und Licht, Nacht und Tag, Unheil und Heil. Sie sieht die Gegenwart an als Zeit der Finsternis und des Unheils, die unter dem Gericht Gottes seufzt. Sie erwartet aber den baldigen Umbruch dieser Nacht des Unheils in das Licht des Tages, in die von Gott eröffnete Zeit des Heils. Wo immer im Neuen Testament die Zeit in solch apokalyptischem Verständnis angesagt wird, geht es um die Aufforderung, sich in dieser Zeit unter das Gericht Gottes zu beugen und Buße zu tun. Nun ist die Adventszeit Bußzeit, und darum ist es verständlich, die Zeitansage, daß die Nacht vorgerückt und der Tag nahe herbeigekommen ist, und den damit verbundenen Bußruf, die Werke der Finsternis abzulegen, am 1. Adventssonntag laut werden zu lassen.

Andererseits ist aber zu bedenken, daß Paulus in seinen Briefen die Gemeinde durchweg in den schon angebrochenen Tag hineinstellt. ‚Siehe, jetzt ist der Tag des Heils‘ (2Kor 6,2); ‚Das Alte ist vergangen, Neues ist geworden‘ (2Kor 5,17); ‚Ihr alle seid Kinder des Lichtes und des Tages. Wir sind nicht von der Nacht noch von der Finsternis‘ (1Thess. 5,5). In Ansehung solcher Stellen hat Luther deshalb statt: *Die Nacht ist vorgerückt, der Tag aber nahe herbeigekommen*, übersetzt: *Die Nacht ist vergangen, der Tag aber herbeigekommen*. Er stellt den adventlichen Text also in das weihnachtliche Licht. Jochen Klepper folgt ihm darin. Sein Lied beginnt:

Die Nacht ist vorgedrungen,
der Tag ist nicht mehr fern.
So sei nun Lob gesungen
Dem hellen Morgenstern!
Auch wer zur Nacht geweinet,
der stimme froh mit ein.
Der Morgenstern bescheinet
Auch deine Angst und Pein.

Zwar hält Klepper sich an den Wortlaut der biblischen Vorlage: *der Tag ist nicht mehr fern*, aber der helle Morgenstern - ‚*ich bin der helle Morgenstern*‘ sagt Jesus in der Offenbarung des Johannes (22,16) -, den er mit seinem Schein in diese Vorlage einfügt, weist schon darauf hin, daß der Tag nicht in der Nähe, sondern daß er *zum Greifen* nahe ist.

Die zweite Strophe, deren vielfältigen biblischen Bezüge ich jetzt nicht aufweisen kann, verkündigt denn auch die Weihnachtsbotschaft:

Dem alle Engel dienen,
wird nun ein Kind und Knecht.
Gott selber ist erschienen
zur Sühne für sein Recht.
Wer schuldig ist auf Erden
verhüll‘ nicht mehr sein Haupt.
Er soll gerettet werden
wenn er dem Kinde glaubt

Und die dritte Strophe stellt dementsprechend nicht in die Zeit der Erwartung und verweist nicht, wie es der Apokalyptiker tut, in die, wenn auch nahe, Zukunft, sondern fordert auf, es den Hirten nachzumachen:

Die Nacht ist schon im Schwinden,
macht euch zum Stalle auf!
Ihr sollt das Heil dort finden,
das aller Zeiten Lauf
von Anfang an verkündet,
seit eure Schuld geschah.
Nun hat sich euch verbündet,
den Gott selbst ausersah!

Hier nun ist vom Schwinden der Nacht deutlich nicht mehr im zeitlichen, sondern im existentiellen Sinn die Rede. Die Apokalyptik schaut auf den Lauf der Geschichte und auf den Zeitpunkt, an dem wir angekommen sind. Klepper überträgt mit der Bibel diese apokalyptischen Vorgaben in das menschliche Dasein. Ob die Nacht schwindet, hängt nicht vom Verlauf der Geschichte ab, sondern davon, ob ich mich im Lichte der Weihnachtsbotschaft verstehe oder nicht, also ‚als am Tage‘ lebe oder in der Nacht verbleibe, hängt biblisch gesprochen, vom Glauben ab. Dadurch bekommt die Zeit einen dialektischen Charakter, sie bleibt, um im Bilde

zu bleiben, ständig im Zwielflicht. Der ‚Friede auf Erden‘, von dem Weihnachtsgeschichte spricht, ist ja kein über alle Menschenherzen ausgegossener neuer Zustand, sondern ist der Friede ‚unter den Menschen seines Wohlgefallens‘, also ein geschichtlich ergriffener Friede. Zwar ist darum ist auch die Buße nicht überholt; denn wie sollte das göttliche Wohlgefallen auf Menschen ruhen, die sich dem Gericht Gottes nicht beugen. Aber Bußzeit und Freudenzeit sind nicht mehr zwei getrennte Zeiten, sondern sind miteinander Kennzeichen der Zeit des Heils. Für Klepper war in diesem Zusammenhang wichtig, daß er seine Zeit des Leidens nicht als eine Heillose Zeit verstehen mußte, sondern sich an die Erkenntnis Luthers halten konnte, daß „Gott das Übel nicht von der Person reißt, sondern die Person von dem Übel“.

Es ist diese seine existentielle, sein Dasein bestimmende Erfahrung der weihnachtlichen Botschaft, die ihn die vierte Strophe dichten ließ, in der seine Zeit mit all ihrer Tragik ganz als eine Zeit des Tages und des Lichtes erscheint:

Noch manche Nacht wird fallen
auf Menschenleid und –schuld.
Doch wandert mit uns allen
der Stern der Gotteshuld.
Beglänzt von seinem Lichte,
hält euch kein Dunkel mehr.
Von Gottes Angesichte
kam euch die Rettung her.

In der letzten Strophe greift Klepper ein Salomo zugeschriebenes Wort aus dem Alten Testament auf: ‚Die Sonne hat der Herr an den Himmel gestellt; er hat aber gesagt, er wolle im Dunkel wohnen‘, verbindet es mit den Paradoxien, die Paulus und Luther liebten - ‚als die Sterbenden, und siehe, wir leben‘; ‚als die Armen, aber die doch viele reich machen‘ – und überträgt diese Paradoxien auf das weihnachtliche Geschehen, seine eigene paradoxe Situation erhellend. Und er schließt passend mit einem eschatologischen Ausblick, also mit einem Blick über die Zeit und alle Zeiten hinaus in die Ewigkeit, und zwar so, daß mit der Erwähnung des göttlichen Gerichts noch einmal das Motiv der alles Heil begleitenden Buße angeschlagen wird.

Gott will im Dunkel wohnen
Und hat es doch erhellt!
Als wollte er belohnen,
so richtet er die Welt!
Der sich den Erdkreis baute,
der läßt den Sünder nicht.
Wer hier dem Sohn vertraute,
kommt dort aus dem Gericht!

Das Licht solchen Vertrauens hat Klepper das Dunkel seines Geschicks erhellt. Unsere Zeit ist heller geworden als es jene schicksalsschweren Jahre waren. Aber die Frage bleibt, die Klepper in einem seiner anderen Weihnachtslieder stellte und mit der Weihnachtsbotschaft an uns stellt: ‚Wer ward ich, Herr, in dieser Nacht?‘

Liebe Gemeinde,

der weihnachtliche Klang ertönt in diesem Abschnitt aus dem Johannesevangelium an seinem Anfang, auf den wir uns darum auch konzentrieren wollen: Ich bin das Licht der Welt. Die Christenheit hat das Weihnachtsfest ja mit Bedacht auf den Tag der Wintersonnenwende gelegt, an dem die Sonne im Abendland ihren tiefsten Stand erreicht und nun wieder früher aufgeht und an dem deshalb im Heidentum der Sieg des Sonnengottes über die Macht der Finsternis gefeiert wurde. Auch wir freuen uns ja, daß nun die Tage wieder länger werden. Die Christenheit sagte damit: Jesus ist die wahre Sonne, das Licht der Welt. Von dieser Überzeugung aus hat sie denn auch die verheißungsvollen Worte des AT gelesen, die wir am Heiligen Abend gehört haben: *Mache dich auf, werde Licht; denn dein Licht kommt und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir! Denn siehe, Finsternis bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker; aber über dir geht auf der Herr, und seine Herrlichkeit erscheint über dir.* Und seit dieser Zeit singt die Christenheit: *Licht, das in die Welt gekommen, Sonne voller Glanz und Pracht, Morgenstern, aus Gott entglommen, treib hinweg die alte Nacht, zieh in deinen Wunderschein bald die ganze Welt hinein.*

Würden wir zu einer anderen Zeit des Kirchenjahres darüber nachdenken, was es bedeutet, daß Jesus sich das Licht der Welt nennt, möchte uns auffallen, das wir in der Bergpredigt lesen: *Ihr seid das Licht der Welt*, und wir hätten Anlaß, darüber nachzudenken, wie sich diese beiden Worte zueinander verhalten mögen: Er ist das Licht der Welt; wir sind das Licht der Welt. Aber an diesen Festtagen richtet sich der Blick natürlich ganz auf den, der etwa auf einem Holzschnitt von Dürer in seiner Krippe und im dunklen Stall liegt, aber so, daß von oben ein heller Lichtstrahl auf ihn fällt und von ihm widerstrahlt, so daß die Gesichter der Menschen, die sich ihm zuwenden – die ihm nachfolgen, wie es in unserem Wort heißt –, im Widerschein dieses Lichtes aufleuchten.

Ich bin das Licht der Welt. Das heißt natürlich nicht, daß wir Weihnachten feiern, weil alle Dunkelheiten dieser Welt beseitigt sind, alle Welträtsel gelöst wurden. Wenn ich an meine Jugend zurückdenke und an den Unterricht in den Realien, wie man damals sagte, den Unterricht in Physik, Chemie und Biologie, und dann überschauere, wo wir heute stehen, ist der Fortschritt in der Erkenntnis auf allen diesen Ebenen kaum zu fassen. Der Blick in den gestirnten Himmel über uns und vor allem der Blick in die kleine Welt der Atome und der lebenden Zellen hat zwar auch die großen Rätsel der geschaffenen Welt nicht gelöst, aber er hat uns unendlich viele tiefgreifende Erkenntnisse vermittelt, ein kaum faßbarer Fortschritt. Wenn ich dann aber zugleich bedenke, wie ich Sonntags auf den damals noch recht harten Kirchenbänken saß, die vertrauten Lieder sang, die Worte der heiligen Schrift hörte und die Gedanken der Predigt verfolgte, dann begreife ich, daß die entscheidende Frage, die Frage nach mir selbst, von all den Fortschritten der Wissenschaft nicht berührt wird, sondern damals wie heute dieselbe ist. Wenn wir Weihnachten die Menschwerdung Gottes feiern, dann will uns das weihnachtliche Licht unsere eigene Welt erhellen, die Menschenwelt, will in unser Dasein hineinleuchten, will Licht sein auf unseren Lebensweg. Dann ist Jesu „Ich bin das Licht der Welt“ also Antwort auf meine Frage „Wer bin ich“ oder auch „Wer darf ich im Licht der weihnachtlichen Botschaft sein“, vielleicht auch: „Wer bin ich zu Weihnachten geworden?“ wie Jochen Klepper in einem seiner Weihnachtslieder dichtete: „Wer ward ich Herr in dieser Nacht?“

Als Antwort auf diese Frage haben wir dann wohl das „Ich“ zu betonen: *Ich* bin das Licht der Welt. Wir müssen nämlich bedenken, daß dies „Ich bin das Licht der Welt“ im Zusammenhang steht mit der Erzählung von der Heilung eines Blinden, eines von Geburt an Blinden. Der Evangelist Johannes nennt solche Wundergeschichten „Zeichen“. Sie sind also Hinweis auf etwas, was über das Geschick eines geheilten Menschen zeichenhaft hinausgeht. Daß einer, der von Geburt an blind ist, zum Sehen und zur Erkenntnis gebracht wird, weist darauf hin, daß wir selbst uns jedenfalls nicht das Licht anzünden können, das unser Dasein erhellt und uns Antwort auf die Frage gibt, wer wir sind, sondern daß wir nur darauf hoffen können, daß unsere Augen geöffnet werden, wie es in der schönen Strophe des Morgenliedes geschieht: *Den Tag, Herr, deines lieben Sohns laß stetig leuchten über uns, damit, die wir geboren blind, doch werden noch des Tages Kind.* Damals war es der Kaiser Augustus, der sich göttliche Ehren erweisen ließ, weil man überzeugt war, er zünde in der Welt das Licht der ewigen Wahrheit an. Als ich jung war hieß es: „Du bist nichts, dein Volk ist alles“ Hier sollte der Rassenkampf, da der Klassenkampf alle Finsternis vertreiben. Heute schauen wir mit Betroffenheit auf den Terror der islamischen Gotteskrieger, die sich sehend wännen und ihre Wege doch in schrecklicher Verblendung gehen. „Ich bin das Licht der Welt“ weist alle diese und andere, alle unsere Bemühungen, das menschliche Leben zu erhellen, die gut gemeinten und die verbrecherischen zurück. Wir Menschen wissen und können viel, aber wer wir selbst sind, müssen wir uns sagen lassen.

Die Weihnachtsbotschaft sagt es in recht schlichter Weise, wenn sie uns in den Stall und vor die Krippe führt. Da geht kein Scheinwerfer an, der jeden Winkel ausleuchtet. Da wird keine Weisheit verkündet, die groß ist nach den Maßstäben dieser Welt. Es ist eine einfache Wahrheit, aber eine Wahrheit, die nicht aus unserem Leben heraus- sondern in unser Leben hineinspricht, die ganz von außen kommt, die wir nur hören können. Martin Luther spricht sie mit den Worten aus: *In unser armes Fleisch und Blut verkleidet sich das ewige Gut*, und Paul Gerhardt formuliert diese Wahrheit in seiner schlichten und schönen Sprache: *Gott wird Mensch, dir, Mensch, zugute; Gottes Kind, das verbindet, sich mit unserm Blute*. Das heißt, wer du auch bist, Mensch: Du brauchst deinen Weg im Leben und im Sterben nicht zu gehen, ohne an der Hand geführt zu werden: Wie einsam und verlassen du auch bist: Du bist nicht allein. Wie schuldig, du auch bist: Du bist nicht verstoßen. Wie verirrt du bist: Du wirst gehalten und geleitet. Wie glücklich du bist: Du weißt immer, wem du danken darfst. Wie verworren deine Wege sind: Sie haben ein Ziel. Wenn Jesus als das Licht der Welt unser Dasein erhellt und Antwort gibt auf die Frage, wer wir sind, dann lautet die Antwort: Wir sind Gottes Geschöpfe, die ihr Schöpfer nicht preisgibt. Es mag unendlich viele sonstige Antworten auf die Frage geben, wer wir Menschen sind, richtige und falsche. Diese weihnachtliche Antwort ist die erste und letzte, die alles umfassende, ausreichende Antwort: Gott ist mir dir.

Noch einmal: diese Antwort ist nicht wie ein Scheinwerfer, der alles in Helligkeit taucht und nichts verborgen bleiben läßt. Dies Licht ist eher wie eine Taschenlampe, besser, wie eine Kerze, wie eines der Öllämpchen, mit denen die Menschen in Bethlehem den Stall erleuchten. Ein Schein, der ausreicht, um unseres Fußes Leuchte zu sein und ein Licht auf unserem Wege. Ein Licht das uns erlaubt, Schritt für Schritt zugehen, ohne zu straucheln. Ein Glanz, mit dem man nicht glänzen, wohl aber leben kann.

Man begreift das freilich nicht, wenn man dieses Licht von außen betrachtet, sondern nur, wenn man sich mit ihm auf den Weg macht, sich gleichsam selbst von ihm erleuchten läßt. Wie wir gesungen haben: *Laß dich erleuchten, meine Seele, versäume nicht den Gnadenschein*, denn nur dann gilt: *...das Licht in dieser kleinen Höhle streckt sich in alle Welt hinein; es treibet weg der Höllen Macht, der Sünden und des Kreuzes Nacht*. Die Pharisäer, die Jesus vorwerfen, sein Zeugnis sei nicht wahr, begreifen nicht oder wollen nicht begreifen, was er gesagt hat: *Wer mir nachfolgt, wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben*. Nur wer sich mit dieser Botschaft auf den Weg macht, nur wer es für sich Weihnachten werden läßt, erfährt, daß Jesus nicht dies oder das, ein Religionsstifter, ein Prophet, eine große Persönlichkeit, ein Gottessohn, sondern das Licht der Welt ist, der mein Leben hell macht.

Wir wollen gleich eines der Weihnachtslieder von Jochen Klepper singen.

(Anmerkung von Barbara: Hier fehlt der freigesprochene Übergang.)

Wir wollen gleich eines der Weihnachtslieder etwas näher betrachten. Dann wird sich zeigen, was das Besondere der Dichtungen Kleppers ausmacht, nämlich daß jedem Lied ein Bibeltext zugrunde liegt, der aber nicht einfach paraphrasierend nachgedichtet wird, wie es die vielen Psalmlieder tun. Vielmehr wurde jeder Text von Klepper zunächst exegesiert, also theologisch ausgelegt, und in solcher Auslegung erhielt er sodann seine dichterische Fassung. Deshalb kann Klepper, als ihm viele Leser nach dem Erscheinen des Kyrie dankbar schreiben, in seinem Tagebuch vermerken, daß man die Heilige Schrift „sein Leben lang ‚exegesierend‘ nicht wird ‚ausdichten‘ können“.

Ein Weihnachtslied

Im Römerbrief des Apostels Paulus lesen wir in 13,11-12:

Und weil wir solches wissen, nämlich die Zeit, daß die Stunde da ist, aufzustehen vom Schlaf - sintemal unser Heil jetzt näher ist, denn da wir gläubig wurden; die Nacht ist vorgerückt, der Tag aber nahe herbeigekommen - : so lasset uns ablegen die Werke der Finsternis und anlegen die Waffen des Lichts.

Dieser Abschnitt gehört seit der Zeit der Alten Kirche zur Epistel des 1. Adventssonntags. Darum findet sich das Lied, das Klepper aus diesem Text heraus gedichtet hat, in unserem Gesangbuch unter den *Adventsliedern*. Klepper hat es aber als *Weihnachtslied* in sein ‚Kyrie‘ aufgenommen. Das verweist auf eine theologische Problematik, die mit dem Verständnis der Zeit zu tun hat, von der es gleich zu Beginn heißt: *Weil wir solches wissen, nämlich die Zeit* (im Urtext: den *Kairos*). Das hier vorliegende Zeitverständnis dürfte das der Apokalyptik sein. Die Apokalyptik scheidet strikt zwischen Finsternis und Licht, Nacht und Tag, Unheil und Heil. Sie sieht die Gegenwart an als Zeit der Finsternis und des Unheils, die unter dem Gericht Gottes seufzt. Sie erwartet aber den baldigen Umbruch dieser Nacht des Unheils in das Licht des Tages, in die von Gott eröffnete Zeit des Heils. Wo immer im Neuen Testament die Zeit in solch apokalyptischem Verständnis angesagt wird, geht es um die Aufforderung, sich in dieser Zeit unter das Gericht Gottes zu beugen und Buße zu tun. Nun ist die Adventszeit Bußzeit, und darum ist es verständlich, die Zeitanzeige, daß die Nacht vorgerückt und der Tag nahe

herbeigekommen ist. und den damit verbundenen Bußruf, die Werke der Finsternis abzulegen, am 1. Adventssonntag laut werden zu lassen.

Andererseits ist aber zu bedenken, daß Paulus in seinen Briefen die Gemeinde durchweg in den schon angebrochenen Tag hineinstellt. ‚Siehe, jetzt ist der Tag des Heils‘ (2Kor 6,2); ‚Das Alte ist vergangen, Neues ist geworden‘ (2Kor 5,17); ‚Ihr alle seid Kinder des Lichtes und des Tages. Wir sind nicht von der Nacht noch von der Finsternis‘ (1Thess. 5,5). In Ansehung solcher Stellen hat Luther deshalb statt: *Die Nacht ist vorgerückt, der Tag aber nahe herbeigekommen*, übersetzt: *Die Nacht ist vergangen, der Tag aber herbeigekommen*. Er stellt den adventlichen Text also in das weihnachtliche Licht. Jochen Klepper folgt ihm darin. Sein Lied beginnt:

Die Nacht ist vorgedrungen,
der Tag ist nicht mehr fern.
So sei nun Lob gesungen
Dem hellen Morgenstern!
Auch wer zur Nacht geweinet,
der stimme froh mit ein.
Der Morgenstern bescheinet
Auch deine Angst und Pein.

Zwar hält Klepper sich an den Wortlaut der biblischen Vorlage: *der Tag ist nicht mehr fern*, aber der helle Morgenstern - ‚*ich bin der helle Morgenstern*‘ sagt Jesus in der Offenbarung des Johannes (22,16) -, den er mit seinem Schein in diese Vorlage einfügt, weist schon darauf hin, daß der Tag nicht in der Nähe, sondern daß er *zum Greifen* nahe ist.

Die zweite Strophe, deren vielfältigen biblischen Bezüge ich jetzt nicht aufweisen kann, verkündigt denn auch die Weihnachtsbotschaft:

Dem alle Engel dienen,
wird nun ein Kind und Knecht.
Gott selber ist erschienen
zur Sühne für sein Recht.
Wer schuldig ist auf Erden
verhüll‘ nicht mehr sein Haupt.
Er soll gerettet werden
wenn er dem Kinde glaubt

Und die dritte Strophe stellt dementsprechend nicht in die Zeit der Erwartung und verweist nicht, wie es der Apokalyptiker tut, in die, wenn auch nahe, Zukunft, sondern fordert auf, es den Hirten nachzumachen:

Die Nacht ist schon im Schwinden,
macht euch zum Stalle auf!
Ihr sollt das Heil dort finden,
das aller Zeiten Lauf
von Anfang an verkündet,
seit eure Schuld geschah.
Nun hat sich euch verbündet,
den Gott selbst ausersah!

Hier nun ist vom Schwinden der Nacht deutlich nicht mehr im zeitlichen, sondern im existentiellen Sinn die Rede. Die Apokalyptik schaut auf den Lauf der Geschichte und auf den Zeitpunkt, an dem wir angekommen sind. Klepper überträgt mit der Bibel diese apokalyptischen Vorgaben in das menschliche Dasein. Ob die Nacht schwindet, hängt nicht vom Verlauf der Geschichte ab, sondern davon, ob ich mich im Lichte der Weihnachtsbotschaft verstehe oder nicht, also ‚als am Tage‘ lebe oder in der Nacht verbleibe, hängt biblisch gesprochen, vom Glauben ab. Dadurch bekommt die Zeit einen dialektischen Charakter, sie bleibt, um im Bilde zu bleiben, ständig im Zwielficht. Der ‚Friede auf Erden‘, von dem Weihnachtsgeschichte spricht, ist ja kein über alle Menschenherzen ausgegossener neuer Zustand, sondern ist der Friede ‚unter den Menschen seines Wohlgefallens‘, also ein geschichtlich ergriffener Friede. Zwar ist darum ist auch die Buße nicht überholt; denn wie sollte das göttliche Wohlgefallen auf Menschen ruhen, die sich dem Gericht Gottes nicht beugen. Aber Bußzeit und Freudenzzeit sind nicht mehr zwei getrennte Zeiten, sondern sind miteinander Kennzeichen der Zeit des Heils. Für Klepper war in diesem Zusammenhang wichtig, daß er seine Zeit des Leidens nicht als eine Heillose Zeit verstehen mußte, sondern sich an die Erkenntnis Luthers halten konnte, daß „Gott das Übel nicht von der Person reißt, sondern die Person von dem Übel“.

Es ist diese seine existentielle, sein Dasein bestimmende Erfahrung der weihnachtlichen Botschaft, die ihn die vierte Strophe dichten ließ, in der seine Zeit mit all ihrer Tragik ganz als eine Zeit des Tages und des Lichtes erscheint:

Noch manche Nacht wird fallen
auf Menschenleid und –schuld.
Doch wandert mit uns allen
der Stern der Gotteshuld.
Beglänzt von seinem Lichte,

hält euch kein Dunkel mehr.
Von Gottes Angesichte
kam euch die Rettung her.

In der letzten Strophe greift Klepper ein Salomo zugeschriebenes Wort aus dem Alten Testament auf: ‚Die Sonne hat der Herr an den Himmel gestellt; er hat aber gesagt, er wolle im Dunkel wohnen‘, verbindet es mit den Paradoxien, die Paulus und Luther liebten - ‚als die Sterbenden, und siehe, wir leben‘; ‚als die Armen, aber die doch viele reich machen‘ – und überträgt diese Paradoxien auf das weihnachtliche Geschehen, seine eigene paradoxe Situation erhellend. Und er schließt passend mit einem eschatologischen Ausblick, also mit einem Blick über die Zeit und alle Zeiten hinaus in die Ewigkeit, und zwar so, daß mit der Erwähnung des göttlichen Gerichts noch einmal das Motiv der alles Heil begleitenden Buße angeschlagen wird.

Gott will im Dunkel wohnen
Und hat es doch erhellt!
Als wollte er belohnen,
so richtet er die Welt!
Der sich den Erdkreis baute,
der läßt den Sünder nicht.
Wer hier dem Sohn vertraute,
kommt dort aus dem Gericht!

Das Licht solchen Vertrauens hat Klepper das Dunkel seines Geschicks erhellt. Unsere Zeit ist heller geworden als es jene schicksalsschweren Jahre waren. Aber die Frage bleibt, die Klepper in einem seiner anderen Weihnachtslieder stellte und mit der Weihnachtsbotschaft an uns stellt: ‚Wer ward ich, Herr, in dieser Nacht?‘